



dot:
books

ANITA BURGH

—◆◆◆—
*G*lücks-
sucherinnen

ROMAN



Über dieses Buch:

Zwei Frauen, die bisher dachten, mitten im Leben zu stehen - und sich doch in einer Sackgasse wiederfinden: Ginnie, die als Hausfrau immer nur für ihren Mann und ihre Familie da sein wollte, und ihre Freundin Selina, die ihren geliebten Buchladen aufgeben musste. An diesem Tiefpunkt lernen die beiden Frauen den charismatischen Xavier kennen. In einfühlsamen Gesprächen finden Ginnie und Selina ihr verlorenes Selbstvertrauen wieder. Besonders Ginnie ist wie verzaubert von Xavier, der wie nie jemand zuvor auf ihre Probleme und Sorgen eingeht ... Doch da trifft Selina auf den geheimnisvollen Matt, der sie eindringlich vor Xavier warnt. Doch welchem der beiden Männer können die Freundinnen jetzt vertrauen?

Über die Autorin:

Anita Burgh wurde 1937 in Gillingham, UK geboren und verbrachte einen Großteil ihrer Kindheit in Cornwall. Ihre 24 Bücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt und feierten internationalen Erfolg. Mittlerweile lebt Anita Burgh mit ihrem Mann und zwei Hunden in einem kleinen Dorf in den Cotswolds, Gloucestershire.

Bei dotbooks veröffentlichte Anita Burgh ihre Romane »Das Erbe von Respryn Hall«, »St. Edith's: Hospital der Herzen«, »Glückssucherinnen«, »Der Weg zum Herzen einer Frau«, »Wo deine Küsse mich finden«, »Das Lied von Glück und Sommer«, »Wo unsere Herzen wohnen«

Außerdem veröffentlichte Anita Burgh bei dotbooks ihre Familiensaga »Die Töchter Cornwalls« mit den drei Einzelbänden: »Morgenröte«, »Sturmwind« und »Dämmerstunde«

eBook-Neuausgabe November 2020

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1997 unter dem Originaltitel »The Cult« bei Orion Books, London.

Copyright © der englischen Originalausgabe 1997 by Anita Burgh

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1998 Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf., München

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von shutterstock/Potapov Alexander, nitsawan katerattakanakul

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (CG)

ISBN 978-3-96655-258-5

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist - wie der illegale Download von Musikdateien und Videos - untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar

machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Versand zweimal im Monat - unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Glückssucherinnen« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks
www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Anita Burgh
Glückssucherinnen

Roman

Aus dem Englischen von Traudl Weiser

dotbooks.

*Für meinen Sohn Alexander Gregory Leith,
mit Liebe und Bewunderung*

AUSZUG AUS DEM TAGEBUCH VON H. G. - DEM MEISTER

Die Wahrheit sollte erzählt werden, ehe es zu spät ist, weil ich fürchte, bald ermordet zu werden.

Angst! Seltsam, daß ich dieses Wort wähle, wo ich doch so viel Energie dafür aufgewendet habe, euch, meinen Anhängern, zu verkünden, daß der Tod nur ein Schritt ist, den man machen muß. Es ist nicht der Tod, den ich fürchte - im Alter von zweiundsiebzig Jahren ist mir dieser Gedanke vertraut. Nein, es ist die Art und Weise, wie ich sterben werde, die mich mit bösen Vorahnungen erfüllt.

Ich verbringe sehr viel Zeit mit Überlegungen, auf welche Weise es geschehen wird - mit einem Messer, durch einen Stoß im Dunkeln, durch Gift oder mit einer Schußwaffe.

Ich hoffe, nicht mit einer Schußwaffe getötet zu werden. Ich habe oft von meinem Abscheu davor gesprochen, deshalb wäre es eine grausame Ironie, würde man eine Schußwaffe benutzen. Dieser Gedankengang erschreckt mich. Wenn mir die Ironie daran auffällt, gibt es keinen Grund, warum es ihm nicht ebenso ergehen sollte. Aber auf eine solche Frage gibt es keine Antwort- das heißt, nicht bis zum bitteren Ende. Bei dem Gedanken, erschossen zu werden, schaudert mich. Doch nicht der Schmerz beunruhigt mich, sondern das Aussehen meines Leichnams. Wie ich es hassen würde, im Tode häßlich auszusehen!

Spotten Sie über die Eitelkeit eines alten Mannes? Doch alle, die mich wirklich kennen, würde mein Verhalten nicht erstaunen. Denn sie wissen um meine Eitelkeit. Ich strahle

stolz, wenn man mir Komplimente macht, und ich bin überglücklich, wenn andere sagen, ich sei schön. Mein Aussehen war mir mein Leben lang wichtig, warum sollte es im Tode anders sein?

Ich schreibe Ihnen, doch frage ich mich, wer Sie sind, wer hat diese hingekritzelten Notizen und Weitschweifigkeiten eines zum Tode verurteilten Mannes gefunden? Wie dramatisch! Zugegeben, in diesen Tagen schwafele ich gern. Das macht es für jene, die meine Worte niederschreiben, viel schwieriger. Vielleicht sollten sie damit jetzt aufhören. Vielleicht habe ich alles gesagt, was zu sagen ist, und uns bleiben nur Wiederholungen und unbedeutendes Gefasel.

Was ich Ihnen mitteilen möchte? Die Wahrheit, wie ich schon sagte. Meine Entschuldigung für Unwahrheiten. Und ich möchte, daß bekannt wird, was er getan hat und wie er angefangen hat, mein Lebenswerk zu korrumpieren und alles zu beschmutzen, was rein und gut war.

Wo dieses Geständnis zu verstecken ist, damit er es nicht findet und vernichtet, macht mir Sorgen. Ich hoffe, mein gewähltes Versteck ist sicher genug, damit er es nicht entdeckt, aber augenfällig genug, daß Sie es finden.

Ich muß schnell arbeiten. Meine Angst wächst. Doch daran bin ich selbst schuld. Hätte ich nur von den vielen Unstimmigkeiten Notiz genommen, diesen Geräuschen in der Nacht, dem leeren Ausdruck in ihren Augen. Mein Fehler! Doch das Wissen darum hilft mir nicht, mir meine Dummheit zu verzeihen. Ich muß weitermachen! Die Wahrheit also?

Die Wahrheit ist natürlich, daß es keine Wahrheit gibt. Ist diese Aussage nicht typisch für mich? Ein idealer Gedanke für den Tag. Ich werde ihn zweifelsohne benutzen, und ihr alle werdet euch damit herumquälen, ihn diskutieren und darüber nachdenken und ihn schriftlich festhalten, so wie ihr alles aufschreibt, was ich sage. Das ist keine freundliche Feststellung. Sie klingt, als würde ich

*euren Eifer, eure Methode verachten. Das liegt mir fern,
denn in Wahrheit liebe und respektiere ich euch alle - nun,
jene, die übriggeblieben sind und die ich kenne.*

Alles ist aufgezeichnet, außer diesem - mein Geheimnis

...

Kapitel 1

1

Ein paarmal im Monat, immer mittwochs, wenn in Finchester die Geschäfte früher schließen, traf sich Ginnie Mulholland mit ihrer Freundin Selina Homer zum Mittagessen. Nachdem Ginnie ihr Auto geparkt hatte, ging sie die kurze Entfernung am Bishop's Palace vorbei in die Fußgängerzone, schlenderte, um zu Selinas Buchhandlung zu kommen, an den Schaufenstern mit teurem Porzellan, Geschenken und Boutiquen vorbei, die jedes Jahr Tausende Touristen anlockten, die Finchester besuchten. Vor dem Jaeger-Geschäft blieb sie stehen und winkte der Geschäftsführerin zu, deren Gesicht bei ihrem Anblick aufleuchtete - wohl eher bei dem Gedanken an meine Gold-Barclaycard, dachte Ginnie.

Es war ein herrlicher frischer Oktobertag, und die Blätter der Bäume in der Grünanlage vor der Kathedrale hatten sich noch nicht verfärbt. Trotz des Verbotsschildes spazierten mehrere Leute mit ihren Hunden über den Rasen. Ginnie schenkte der gewaltigen Kathedrale, deren helle Mauern in der Sonne golden schimmerten, keine Aufmerksamkeit, da ihr der Anblick vertraut war.

In ihrem Gang lag eine Beschwingtheit, die ihr noch gestern und seit langer Zeit gefehlt hatte. Ginnie hatte nämlich ein Problem - ihren Mann, Carter. Sie liebte ihn innig, wenn auch mit argwöhnischer Eifersucht. Seit ihrer Heirat vor zweiundzwanzig Jahren hatte Ginnie, die nie wirklich an ihr Glück hatte glauben können, jederzeit mit

einem Ende dieser Beziehung gerechnet. Kam Carter spätnachts nach Hause, war sie überzeugt, daß er eine andere, ihr weit überlegene Frau kennengelernt hatte. War er auf Reisen, wußte sie einfach, daß er mit einer anderen Frau zusammen war. Und sie erging sich in qualvollen Phantasien, wie sich die beiden Körper in einem Hotelbett in irgendeiner Stadt in leidenschaftlicher Lust wanden. Obwohl Carter seit Jahren genügend Geld besaß, um im Ritz abzusteigen, war Ginnie bei der Überprüfung seiner Visa-Abrechnungen aufgefallen, daß er die Trust-House-Forte-Hotels bevorzugte.

Ihr Leben war ein einziges Dilemma: Ständig befürchtete sie das Schlimmste und hatte gleichzeitig Angst, ihren Mann zur Rede zu stellen und zu zwingen, ihr die Wahrheit zu sagen. Ginnies Mißtrauen irritierte Carter, denn er war Künstler, und als Künstler liebte er seine Freiheit. Ginnie sagte sich immer wieder, daß sie nicht erwarten dürfe, daß Carter wie andere Männer sei, und da er schon so gewesen war, als sie ihn kennenlernte, müsse sie seine Lebensweise akzeptieren. Das gelang ihr allerdings nicht, denn sie hegte noch immer die törichte Hoffnung, sie sei die einzige Frau, die ihn ändern könne.

Dieses Mal hatte sich Ginnie in die Überzeugung hineingesteigert, daß Carter ein Verhältnis mit Anna Tylson habe, einer Frau, mit der sie oft gesellschaftlich verkehrte, was immer wieder zu peinlichen Situationen führte. Manchmal stellte sich Ginnie gerne vor, welche Erleichterung es ihr bringen könnte, würde sie sich jemandem anvertrauen - Selina vielleicht. Aber solche Vertraulichkeiten könnten zu quälenden Bedenken führen oder sogar irgendwie gegen sie benutzt werden.

Der heutige Tag jedoch war für Ginnie wie ein Neubeginn, denn Carter war gestern abend rechtzeitig zum Dinner nach Hause gekommen, hatte ihr eine Flasche Pol Roger - ihre Lieblingsmarke -, einen riesigen Blumenstrauß und den neuesten Bestseller mitgebracht

und ihr mit einem breiten Grinsen seine Pläne für Weihnachten verkündet. Daraus hatte sie die Schlußfolgerung gezogen, daß ein Mann, der beabsichtigte, seine Frau zu verlassen, wohl kaum mit derart aufregenden Überraschungen aufwarten würde. Anna Tylson war Vergangenheit, davon war sie überzeugt – nun, beinahe.

Als Selina beim Aufwachen klar wurde, daß Mittwoch war, hatte sie gedacht, wie schön es wäre, den Tag frei zu haben, um das tun zu können, was ihr gefiel. Sie *könnte* Ginnie anrufen und die Verabredung zum Mittagessen absagen, wußte aber, daß sie es nicht tun würde. Ginnie freute sich auf diese Treffen in einer Weise, die Selina nicht teilte, und sie brachte es nicht übers Herz, ihre Freundin im Stich zu lassen.

Selinas letzter Kunde verließ schließlich die Buchhandlung, ohne etwas gekauft zu haben – einer von vielen in dieser Jahreszeit, die vor der Kälte flohen und nur eine Weile in den Büchern schmökern wollten. Sie nahm das Geld aus der Kasse und beschloß, es später zu zählen. Dann merkte sie jedoch, daß der Betrag höher zu sein schien als die Vormittagseinnahmen in letzter Zeit. Also steckte sie das Geld in einen Beutel, beschriftete ihn mit Datum und Uhrzeit und räumte den Kassenbereich auf. Dann sammelte sie die Kaffeetassen ein und brachte sie nach hinten in die Küche, um das Geschirr zu spülen. Heute morgen hätte es beinahe einen Aufruhr gegeben, als sie einigen ihrer Stammkunden erklärt hatte, daß sie in Zukunft für den Kaffee bezahlen müßten: »Die Zeiten sind schwer. Tut mir leid.«

Eines der Probleme, die Selina mit diesen Mittwoch-Lunches hatte, bestand darin, daß der Wein sie für den Rest des Nachmittags in einen leicht benommenen Zustand versetzte und sie sich zu nichts mehr aufraffen konnte. Natürlich wäre die einfachste Lösung gewesen, keinen

Wein zu trinken, aber das brachte sie nicht fertig, denn Ginnie bestellte nur erlesene Weine. Zweifelsohne war Ginnie einer der großzügigsten Menschen, den Selina kannte, doch manchmal erinnerte sie diese Freigebigkeit an ein in der Schule unbeliebtes Mädchen, das versucht hatte, sich Freundschaften mit Süßigkeiten zu erkaufen.

Es war eine recht einseitige Beziehung: Selina hatte eine Menge Freunde, während Ginnie nur sie zu haben schien. Aber Selina brachte es nicht fertig, sich von Ginnie zu distanzieren, weil sie ihr nicht weh tun wollte.

Selina machte sich Sorgen, daß diese Abhängigkeit noch schlimmer werden könnte, weil Ginnie einfach nicht genug zu tun hatte, und jetzt, da ihre Tochter Tessa auf dem College war, noch weniger sinnvolle Aufgaben hatte.

Selina hatte Ginnie mit vielen verschiedenen Wissensgebieten bekannt gemacht, und eine Zeitlang schien die Aromatherapie Ginnies Interesse zu fesseln. Sie hatte einen Kurs belegt, ihn aber, wie so viele andere – Astrologie, Tarot, Englisch-Abitur, Französisch und Yoga – wieder abgebrochen.

Und Ginnie war kein Mensch, mit dem man leicht zurechtkam. Ihr Perfektionismus ließ sie oft unduldsam und überkritisch den Fehlern anderer gegenüber werden. Auch ihre ständige Gereiztheit war irritierend. Stets hatte man das Gefühl, sie stünde kurz vor einem Nervenzusammenbruch oder leide an einer großen inneren Trauer. Nicht, daß Selina je erfahren würde, was Ginnie bedrückte, denn Ginnie war kein Mensch, der andere ins Vertrauen zog. Und das war wahrscheinlich der Grund dafür, daß sie überhaupt Freundinnen wurden, denn auch Selina enthüllte niemandem ihre tiefsten Gefühle. Obwohl sie oft den Wunsch verspürt und sich vorgestellt hatte, wie es sein könnte, einer mitfühlenden Seele ihr Herz auszuschütten. »Von Gefühlsduseleien will ich nichts hören«, hatte ihre Mutter sie und ihren Bruder regelmäßig scharf bei den ersten Anzeichen von Überschwang

zurechtgewiesen. Und Selina hatte gelernt, ihren Kummer zu verbergen, obwohl sie manchmal das Gefühl hatte, in ihr sei ein Damm, der die Probleme ihres Lebens zurückhielt – ein dunkler Ort, den die Lektionen ihrer Mutter sie gelehrt hatten zu ignorieren. Obwohl Selina und Ginnie sich gegenseitig als »beste Freundinnen« bezeichneten, wußte Selina, daß sie es nicht waren und nie sein würden – zumindest nicht im herkömmlichen, vertraulichen Sinn.

»Störe ich?« Ginnies Stimme und die Ladenglocke ertönten gleichzeitig. »Du bist so tief in Gedanken versunken.«

»Oh, keine welterschütternden Erkenntnisse«, antwortete Selina verwirrt und ein bißchen ängstlich, weil sie befürchtete, Ginnie könnte ihre Gedanken erahnen.

»Ich liebe diesen Laden.« Ginnie setzte sich anmutig in einen der Ohrensessel an dem niedrigen Eichentisch, wo die Kunden sitzen, Kaffee trinken und sich überlegen konnten, welches Buch sie kaufen wollten – dafür war die Sitzgruppe ursprünglich gedacht gewesen. Sie blickte zu der niedrigen Decke mit den massiven alten Balken hoch. »Einfach schön und einzigartig«, sagte sie.

»Das war er mal, aber jetzt nicht mehr. Sieh dir doch nur diesen ganzen Krempel an.« Selina deutete auf die Regale voller Accessoires für spiritistische Sitzungen und die handgefertigten Gefäße für das Verbrennen von Aroma-Ölen, die Selina jetzt im Angebot hatte, weil sie hoffte, damit ihr Geschäft retten zu können.

»Aber dieser Krempel, wie du ihn nennst, hat uns zusammengebracht, nicht wahr?«

»Das stimmt«, sagte Selina, denn Ginnie war eines Tages in ihre Buchhandlung gekommen und hatte sich nach Büchern über Tantra erkundigt – wobei Selina nie den Mund aufgebracht hatte, Ginnie zu fragen, ob ihr Interesse vor allem den tantrischen Sexualpraktiken gegolten habe. »Möchtest du ein Glas Wein, ehe wir gehen?«

»Ich habe für halb zwei einen Tisch im *Buckingham* reserviert«, sagte Ginie hastig, denn sie zog einen Aperitif dem billigen säuerlichen Wein vor, den Selina in letzter Zeit zu kredenzen pflegte.

Selina schaltete den CD-Player aus und ließ Mozarts Musik somit abrupt verstummen, machte die Lichter aus, schlüpfte in ihren salbeigrünen Wollponcho und drückte ihre Frisur zurecht, was wirkungslos blieb, da ihr natürlicher Lockenkopf zu widerspenstig war. »Also gut. Gehen wir.«

2

Selina und Ginnie gingen zu der früheren Kutscherkneipe, die jetzt in die Fußgängerzone integriert war. Beide waren sich ihres unterschiedlichen Aussehens bewußt und hatten oft Witze darüber gemacht, vor allem, wenn die Leute sie neugierig anstarrten und sich fragten, was diese beiden Frauen verband.

Ginnie hatte den hellen Teint der meisten Blondinen, auch wenn die Farbe ihres Haars im schicken Bubikopfschnitt jetzt durch eine Tönung aufgehellt war. Sie war groß, schlank und hatte feingeschnittene Gesichtszüge und eine schöne Haut, die nur von einem feinen Netz Fältchen durchzogen war. Ihr Mund war schmal, und in ihren großen grauen Augen lag immer ein mißtrauischer Ausdruck. An ihrer teuren, modischen Kleidung war nie eine Knitterfalte, ein herunterhängender Saum oder ein loser Faden zu sehen. Garderobe, Make-up, Figur, Frisur und Stil waren das Resultat der rigiden Selbstbeherrschung, die ihr Leben bestimmte.

Selina war gut fünfzehn Zentimeter kleiner, sie trug robuste Halbstiefel und einen knöchellangen Rock. Ihre Kleidung war ein Durcheinander verschiedener Stoffe, Farben und Stile. Morgens zog sie an, was ihr gerade in die Hände fiel, und machte sich tagsüber keine Gedanken mehr darüber. Sie war nicht übergewichtig, aber ihre kleine Statur und ihre Schlabbergewänder ließen sie rundlicher aussehen, als sie war. Ihr Gesicht wurde von einem Wust widerspenstiger, brünetter Locken mit einem Stich ins Rötliche umrahmt, und es drückte Intelligenz aus. Es war eher ausdrucksvoll als schön, und dichte schwarze Wimpern umrahmten ihre haselnußbraunen Augen. Obwohl die beiden Frauen ein Altersunterschied von zehn Jahren

trennte, sahen sie gleichaltrig aus: Teure Cremes und geschickt aufgetragenes Make-up ließen Ginnie jünger aussehen, während eine zerbrochene Ehe und ständige Geldsorgen Selinas Gesicht gezeichnet hatten.

In der Eingangshalle des *Buckingham* blockierte eine Gruppe schick gekleideter, schrill durcheinander sprechender, älterer Damen den Weg zur Bar.

»O nein!« stöhnte Ginnie leise beim Anblick ihrer Schwiegermutter, Joan Mulholland. »Hat sie mich gesehen?« flüsterte sie Selina zu.

»Leider ja«, antwortete Selina lächelnd und winkte.

»Kommt sie her?« fragte Ginnie und schaute in die entgegengesetzte Richtung.

»Leider ja«, wiederholte Selina. »Da ist sie schon.«

»Selina, wie schön, Sie zu sehen. Virginia«, fügte sie mit einem kurzen Nicken hinzu.

»Joan«, sagten beide gleichzeitig und blickten wie zwei ertappte Schulmädchen zu Boden.

Joan Mulhollands Stellung in der Gesellschaft verliehen ihr eine Arroganz und Selbstsicherheit, um die sie von vielen beneidet wurde. Zu jenen, die in ihren Augen der niederen Gesellschaftsschicht angehörten – wozu sie zweifellos Ginnie zählte –, sprach sie mit betonter Langsamkeit, denn ihrer Meinung nach war allein sie aufgrund ihrer höheren gesellschaftlichen Stellung mit überragender Intelligenz gesegnet. »Eßt ihr hier wieder mal zu Mittag?«

»Ja, unser gewohntes Mittwochs-Ritual«, antwortete Selina anstelle von Ginnie, die offensichtlich nicht antworten wollte oder konnte.

»Wie reizend. So wie wir – die Blumenmädchen der Kathedrale!« Ihr kokettes Lachen paßte nicht zu ihrem Alter.

Selina wußte nicht, was sie entgegnen sollte. »Tja ...«, murmelte sie, wurde aber gleich unterbrochen.

»Da ihr wohl im Restaurant zu Mittag essen werdet«, sagte Joan, »könntet ihr euch doch zu uns setzen.«

»Wie freundlich von Ihnen – aber leider haben wir einen Tisch im Lokal reserviert«, entschuldigte sich Selina geschickt.

»Dann beim nächsten Mal, liebe Selina. Und jetzt muß ich zu meinen Damen zurück.« Mit einem herablassenden Lächeln schwebte sie davon.

Nachdem Selina und Ginnie endlich an der Bar gelandet waren – Joan gehörte einer Generation an, die niemals eine Hotelbar betreten würde –, fragte Selina: »Ist sie immer so unhöflich zu dir?«

»Du hast fabelhaft reagiert mit dieser Ausrede, daß wir im Lokal essen würden. Bekommen wir denn dort jetzt noch einen Tisch?«

»Klar. Ich gehe schnell mal rein und arrangiere das.«

»Ich hole inzwischen die Drinks. Einen Gin Tonic für dich?«

»Ein Mineralwasser. Ich trinke keinen Alkohol mehr.« Selina schnitt eine Grimasse und verschwand in Richtung Lokal. Als sie zurückkam, ergatterte sie zwei Sitzplätze in der überfüllten Bar mit den abgewetzten Ledersofas, dem zerschlissenen, türkischen Teppich, den Jagddrucken an den Wänden und der vom Nikotin geschwärzten Decke. Der mürrische Barman reagierte nicht, als Ginnie mehrmals versuchte, die Drinks zu bestellen, und ignorierte sie einfach. Selina fragte sich, warum Ginnie sich diese Unverschämtheit gefallen ließ, so wie sie kurz zuvor nicht auf die Unhöflichkeit ihrer Schwiegermutter reagiert hatte. Das zeigte eine Schwäche in Ginnie, die eine Tyrannin wie Joan natürlich sofort ausnutzte.

Bestimmt war es nicht leicht für Ginnie gewesen, in diese rigide, hochanständige Familie des Mittelstandes einzuheiraten. Und Joan hatte ihr sicher noch nicht verziehen, daß sie ihren vergötterten Carter geheiratet hatte – keine Frau wäre gut genug für ihn gewesen. Selina

erinnerte sich, wie ihre Mutter einmal zynisch gesagt hatte, es sei eine Schande, daß Joan Mulholland nicht ihrem Mann, Patrick, die Zeit und Hingabe widme, die sie für ihren Sohn aufbringe. Dann hätte er sich nicht zu dem aufdringlichen Grapscher entwickelt, der alle Frauen in der Stadt belästigte. Selina überlegte, ob sie Ginnie davon erzählen sollte, um sie aufzuheitern, entschied sich aber dagegen. Menschen reagieren manchmal seltsam, wenn es um die eigene Familie geht, und jede Bemerkung kann als abwertende Kritik ausgelegt werden.

»Versprich mir, nicht zu lachen – aber hast du auch manchmal das Gefühl, daß du wie deine Mutter redest?« fragte Ginnie später beim Mittagessen.

»Das finde ich wirklich nicht witzig, weil mir das dauernd passiert. Gräßlich, nicht?«

»Entsetzlich! Kürzlich habe ich meinen Schatten gesehen und hätte beinahe geschrien – denn ich glaubte, meine Mutter zu erkennen!« Ginnie erschauerte.

»Dabei lebt deine Mutter noch. Ich warne dich, es wird noch schlimmer, wenn sie erst mal tot ist. Ich glaube, ich denke manchmal sogar wie sie – möge Gott mich davor bewahren!«

»Du hast deine Mutter also auch nicht gemocht?« fragte Ginnie und bereute sofort ihre Frage, denn damit hatte sie ihre eigenen Gefühle verraten.

»Wir haben uns nie ausstehen können. Als Chris und ich uns trennten, hat sie zu ihm gesagt, sie könne verstehen, warum er nicht mit jemandem, der so schwierig wie ich sei, leben könne. Bezaubernd, nicht wahr? Danach haben wir nie wieder miteinander geredet.«

»Das muß dich sehr gekränkt haben.«

»Nicht besonders. Obwohl ein bißchen Loyalität schon ganz nett gewesen wäre.« Selina griff nach ihrem Glas, um das Thema zu beenden. Obwohl sie gute Miene zum bösen Spiel machte, tat es ihr noch immer weh. Und manchmal, wenn wieder eine Beziehung in die Brüche gegangen war,

fragte sich Selina, ob es an der Gefühlskälte ihrer Mutter lag, daß sie keine Beziehung aufrechterhalten konnte, daß die Liebe immer endete, weil sie nicht daran glaubte. Jetzt wußte sie, daß man als Kind geliebt werden mußte, um später lieben zu können. Das war eine interessante Theorie, und da Selina eine intelligente Frau war, merkte sie auch, daß man sie als faule Ausrede benutzen konnte. Aber darüber würde sie nie mit Ginnie diskutieren, das wäre ein zu intimes Gespräch.

»Wie geht's Carter?« fragte Selina mehr aus Höflichkeit als aus Interesse. Sie mochte Ginnies Mann nicht, der ihrer Meinung nach zu sehr von sich eingenommen war.

»Gut. Er malt fleißig«, antwortete Ginnie mit einem strahlenden Lächeln und fügte spontan hinzu: »Er macht mir ein phantastisches Weihnachtsgeschenk.«

»Was denn?«

»Einen Flug mit der Concorde nach New York. Wir bleiben eine Woche.«

»Das ist wirklich ein tolles Geschenk!« sagte Selina, mußte sich aber unwillkürlich fragen, wer dafür bezahlen würde.

»Ja, nicht wahr! Und aus heiterem Himmel!« Ginnie sah aus, als wollte sie sich vor Glück selbst umarmen. »Nur wir beide und Tessa.«

»Wie schön.«

»Und wie geht's Geoff?« fragte Ginnie dann pflichtbewußt. Sie mochte Selinas Freund nicht, da er ihrer Meinung nach Selina nicht genug schätzte.

»Gut. Er ist bis Freitag auf Reisen. Ich sage ihm, daß du dich nach ihm erkundigt hast.« Selina erging sich in Floskeln, um die Wahrheit zu umgehen. Ihre Beziehung zu Geoff, die so vielversprechend begonnen hatte, drohte rapide an den Klippen von Gewohnheit und Langeweile zu scheitern. Sie hätte Ginnie davon erzählen können, wie demütigend für sie der Verdacht war, daß Geoff sich wieder mit seiner Exfrau traf, und nicht nur wegen der Kinder. Sie

hätte gerne darüber gesprochen, unterdrückte aber diesen Impuls und fragte statt dessen: »Und wie geht's Tessa?«

»Sie kommt nächste Woche zu Carters Geburtstag nach Hause. Jetzt, da sie auf der Universität ist, vermisse ich sie sehr. Das Haus kommt mir ohne sie ganz leer vor.« Ginnie beglückwünschte sich für diese leicht dahingesagten Worte, die von ihr erwartet wurden, denn in Wahrheit gefiel es ihr, daß ihre Tochter nicht mehr zu Hause lebte und sie endlich mit ihrem Mann allein war.

»Und bestimmt viel ruhiger«, sagte Selina grinsend.

»Ich werde mich nie wieder über ihre Musik beklagen, und auch nicht über ihre Füße – sie macht beim Gehen einfach schrecklich viel Lärm.«

Die beiden schwiegen, während der Kellner den Kaffee servierte. »War es schwer für dich, allein zu leben?« fragte Ginnie und wunderte sich gleichzeitig über ihre Frage. Ich bin nie allein gewesen, dachte sie glücklich, also muß ich auch nicht wissen, wie es ist.

»Eigentlich nicht«, antwortete Selina mit einem unbekümmerten Schulterzucken, das verschleierte, wie schrecklich die Zeit gewesen war. »Warum fragst du?«

»Ach, nur aus Neugierde, nehme ich an.« Selina hatte bei ihren Unterhaltungen mit Ginnie immer das Gefühl, mitten in einem Gesprächs-Menuett zu sein. Kaum berührten sie ein Thema, das an Intimität grenzte, scheuten beide zurück und flohen in die Sicherheit höflicher Floskeln, so wie Tänzer, die einander flüchtig berühren und dann wieder davonschweben.

Der Pfarrer von Whitham – das Dorf, in dem Ginnie lebte – kam an ihrem Tisch vorbei und blieb kurz stehen. Er wollte die Gelegenheit nützen, sich Ginnies Mitarbeit beim Weihnachtsmarkt zu vergewissern.

»Engagierst du dich für solche Sachen? Du weißt schon, die Rechte und Pflichten einer Grundherrin?«

»Wie kannst du nur so etwas sagen!« Ginnie lachte. »Ich tue nur, was ich kann. Denn wenn man in einem Dorf lebt,

sollte man sich gegenseitig helfen.«

»Ich könnte nie in einem Dorf leben. Damit käme ich nicht zurecht.«

»Ich gehe ganz gern in die Kirche. Eine Messe bietet Trost und Ermutigung. Oft kommt das allerdings nicht vor, denn ich mag die meisten der hochnäsigen Mitglieder der Kirchengemeinde nicht.«

»Was meinst du mit ›Trost‹?« fragte Selina neugierig.

»Ich finde es tröstlich zu glauben, daß es noch ein anderes als das irdische Leben gibt. Fragst du dich das nie?«

»Nein.«

»Hast du nicht das Bedürfnis, an etwas zu glauben?«

»Woran denn? An einen Gott auf Wolken, an Engel und diesen ganzen Rossetti-Quatsch?«

»Natürlich nicht. Sei doch nicht albern. Nein, an eine höhere Macht.«

»Das hört sich für mich nicht besonders einleuchtend an.«

»Nein, wahrscheinlich nicht. Aber ich glaube, daß jeder Mensch etwas braucht, woran er glaubt.«

»Nicht jeder. Ich nicht«, sagte Selina bestimmt.

AUSZUG AUS DEM TAGEBUCH VON H. G. - DEM MEISTER

Es gibt Zeiten, da schwafele ich gern - niemand kritisiert mich deswegen, das würden diese Schmeichler, meine Jünger, nie wagen. Aber da ich gerne glaube, daß ich ehrlich bin, gebe ich es zu. Da ich also nicht weiß, wer Sie sind oder ob Sie vielleicht sogar einer meiner Anhänger sind, werde ich versuchen, diese irritierende Angewohnheit zu zügeln. Er war fort, was meine Stimmung erheblich aufgeheitert hat. Morgen kommt er zurück, und dieser Gedanke beunruhigt mich. Ich muß weitermachen und Ihnen alles erzählen. Die Wahrheit, oder vielmehr die Unwahrheit, hat vor über sechzig Jahren an einem Strand auf Ceylon begonnen.

Die offizielle Version der Ereignisse jenes Morgens ist viele Male berichtet worden, aber nie so, wie ich sie gesehen habe. Wie Sie zweifellos wissen, habe ich in einer Mulde im Sand gelegen, in diesem Dämmerzustand zwischen Schlafen und Wachen. Ich genoß diese kostbaren Augenblicke, die jene, die in einem heißen Land gelebt haben, zu schätzen wissen - diese Minuten des Wohlbehagens, wenn die Kühle der Nacht schwindet und die Hitze des Tages noch nicht eingesetzt hat. Ein fernes Stimmengewirr ließ mich vollends wach werden. Ich spähte über den Rand meiner Mulde und sah in einer Entfernung von etwa fünfzig Metern ein paar Leute zielstrebig in unsere Richtung marschieren. Die Gruppe wurde von einer stämmigen, aufrecht gehenden weißen Frau angeführt. Sie trug einen Sonnenschirm. Ganz in Weiß gekleidet, sah sie

wie ein Geist aus. Nie stockte ihr Schritt, obwohl der Sand weich und tief war. Sie marschierte entschlossen weiter und wurde von ihren unterwürfigen Begleitern umschwärmt wie ein großer Wal von Fischeschwärmen.

So hat mich die Ehrenwerte Bay Tarbart an jenem Morgen gefunden, genau wie es in den Dokumenten, die sie in dem Sandelholzkästchen gefunden hatte, prophezeit worden war - oder vielmehr, wie sie die Worte interpretierte. Wer würde schon mit ihr darüber streiten? Da Miss Tarbart jener Rasse herrischer Engländerinnen der Oberschicht angehört, die von Selbstgerechtigkeit durchdrungen ist, war es ihr wohl nie in den Sinn gekommen, daß ihre Interpretation der Ereignisse angezweifelt werden könnte.

Ungewöhnlich für jene Zeit war, daß Bay Tarbart ihrem Glauben abgeschworen hatte. Zweifelsohne hatte der Verlust ihres Verlobten in dem Gemetzel des Ersten Weltkriegs, der erst neunzehn Jahre zuvor zu Ende gegangen war, zu dieser Entscheidung erheblich beigetragen. Bestimmt hatte sie noch kristallklare Erinnerungen an dieses Grauen.

Ich habe oft darüber nachgedacht, welchen Verlauf unsere Leben ohne diese Tragödie genommen hätte - sie wäre Ehefrau, Mutter, adelige Herrin eines stattlichen Schlosses geworden. Und ich? Tja, wer weiß? Wahrscheinlich wäre ich schon längst tot.

Ich verfallte wieder in meine Gewohnheit und schweife ab. Was konnte die Leere füllen, die der Verlust des Glaubens in ihr hinterlassen hatte? Eine Mischung aus Humanismus, christlicher Ethik mit einer Prise Buddhismus, kombiniert mit Tierliebe. Mit anderen Worten: ein ziemlicher Wirrwarr.

Bay Tarbart brauchte etwas, an das sie glauben konnte, und das fand sie in einem alten Manuskript auf Pergament in ihrem kostbaren Sandelholzkästchen. Darin stand, wann

und wo sie ihren Propheten finden würde. Sie war aufgebrochen, um ihn zu suchen. Und sie fand ihn. Mich!

Ich will zum ersten Mal meine ehrliche Meinung über diese Niederschrift kundtun: Ich finde den Inhalt ziemlich ungläubwürdig. Er erinnert mich an die Worte des Nostradamus - Rätsel innerhalb von Rätseln -, die alles bedeuten können, was man hineinlegt.

Bay Tarbarts Interpretation lautete, daß sie in der dritten Dekade dieses Jahrhunderts an einem sechsten Juli, in der Nähe einer Stadt, die mit C beginnt, am Meer in einem Land, wo Elefanten leben, einen heiligen Mann von dunkler Haut und mit blauen Augen finden würde. Eine sehr vage Prophezeiung, nicht wahr? Bis auf das letzte Detail, denn ich bin berühmt wegen meiner Augenfarbe. Viele Städte am Meer beginnen mit C. Doch die Elefanten engten das Territorium ihrer Suche ein. Niemand hatte sie darauf hingewiesen, daß ihr Verlobter am sechsten Juli an der Somme gefallen war. Als die kleine Gruppe bei meiner Mulde ankam, stand ich schon - jetzt hellwach - am Rand und bot in meinen schmutzigen Kleidern und ohne Schuhe an den Füßen einen ziemlich verwahrlosten Eindruck. Meine Freunde waren auch herausgekrochen, und wir harrten gespannt der Dinge, die sich da anbahnten.

»Fragen Sie ihn nach seinem Namen.« Bay Tarbart deutete mit ihrem Sonnenschirm gebieterisch auf mich.

»Ich heiße Harry, aber ...« Ich beendete den Satz nicht, denn die Frau war so weiß wie ihr Kleid geworden und schien wie ein mächtiger Baum zu schwanken, während ihre junge, hübsche Begleiterin aufschrie.

»Haré - so steht es in der Handschrift!«

»Harry ...«, fing ich wieder an, verstummte aber sofort. Diese Frau schien so glücklich zu sein, daß ich einen heiligen Namen hatte, daß ich es dabei beließ

»Er hat mich verstanden! Er spricht Englisch.« Sie griff sich an die Kehle, und mir fielen die kostbaren Ringe an ihren plumpen Fingern auf- Armut schärft den Blick für

solche protzigen Klunker. »Eine göttliche Intervention!« keuchte die junge Frau.

»Hyacinth, reden Sie keinen Unsinn! Was habe ich Ihnen gesagt? Diese Prophezeiung steht in der Handschrift des Sandelholzkästchens. Das Kind mit dem heiligen Namen und blauen Augen, das viele Sprachen spricht. Sprichst du auch noch andere Sprachen, mein Junge?«

»Sí, señora. Guten Tag. Et comment ça va?« antwortete ich mit unerträglicher Blasiertheit.

»Es ist ein Wunder«, rief Hyacinth, von Miss Tarbarts Verärgerung unbeeindruckt, aus. Hinter ihr stand ein kleiner fatter Inder. Er beobachtete uns nervös, sein Blick huschte hin und her wie der eines Kolibris, und seine Zunge glitt wie die einer Eidechse ständig über seine Lippen.

Ich grinste stolz über meine Gerissenheit und hoffte, meine Bettler-Clique damit beeindruckt zu haben. Ich stand ziemlich weit unten in der Hackordnung und konnte eine Aufwertung gebrauchen, denn die Ranghöheren bekamen einen größeren Anteil von der täglichen Beute- und hatten dadurch natürlich auch mehr zu essen. Bay Tarbart holte aus ihrer voluminösen Handtasche eine kleine schwarze Samtbörse, die sie dem fetten Mann gab. Ich hörte das vielversprechende Klimpern von Münzen.

»Nehmen Sie das, Sanjay. Suchen Sie seine Eltern. Überreden Sie sie, mir den Jungen zu überlassen. Unterschreiben Sie alle nötigen Dokumente. Er kommt mit mir«, sagte sie.

Ich war nahe daran, ihr zu sagen, daß das nicht nötig sei, weil ich keine Eltern hatte, aber ich weiß nicht, was mich davon abhielt – das war die zweite Unwahrheit. Statt dessen zwinkerte ich Sanjay zu und zuckte leicht mit dem Kopf damit er hoffentlich begriff, daß wir uns irgendwie wegen des Geldes arrangieren würden.

Die Engländerin nahm meine Hand. Ich rief meinen Freunden einen Abschiedsgruß zu und trennte mich von

ihnen leichten Herzens. Ist man allein auf der Welt, wartet man immer auf eine günstige Gelegenheit und hat keine Zeit für Gefühle. Also klammerte ich mich an die teigige Hand und trottete neben dieser fremden herrischen Frau in mein neues Leben ...

Bald ist Zeit für den Tee. Manche Dinge im Leben sind unveränderlich, und dazu zählt der edwardianische Ritus - Tee um vier Uhr -, den ich von Miss Tarbart übernommen habe. Ich komme später noch einmal auf diese Geschichte zurück ...

Kapitel 2

1

Tessa Mulholland langweilte sich. Sie hatte an diesem Wochenende nicht nach Hause kommen wollen, fühlte sich aber der einer Absage unweigerlich folgenden Szene nicht gewachsen. Sie beobachtete mit wachsender Verärgerung ihre Mutter, die in der Küche herumhantierte.

»Das wird ja ein tolles Geburtstagsfest. Wo, zum Teufel, bleibt er nur?« fragte Tessa Ginnie, die nach der Zubereitung des Geburtstagsessens für ihren Mann die Küche aufgeräumt und geputzt hatte, und jetzt zum x-ten Mal über die blitzsaubere Arbeitsfläche wischte. »Mum, die hast du doch schon geputzt. Kannst du dich nicht endlich mal hinsetzen? Du gönnst dir wohl nie eine Ruhepause, wie?«

»Ich mag es gern, wenn alles sauber ist.« Ginnie polierte die Keramikfliesen der Arbeitsfläche und konzentrierte sich dabei besonders auf die Fugen.

»Darauf könntest du ohne Bedenken jemanden operieren. Kann ich noch einen Gin haben?«

»Hältst du das für richtig? Ich habe erst getrunken ...«

»Als du schon lange verheiratet warst – ich weiß. Das hast du mir oft genug erzählt!« fiel ihr Tessa ungeduldig ins Wort, denn die ewigen Predigten gingen ihr auf die Nerven. »Und sollte es deiner Aufmerksamkeit entgangen sein – ich bin achtzehn und darf trinken, wann und was ich will. Das geht dich nichts mehr an.«

»Es ist nicht gut für dich«, erwiderte Ginnie gelassen, da sie sich über Tessas Reizbarkeit längst nicht mehr aufregte. »Was für mich nicht gut ist, kann für Dad auch nicht gut sein.«

»Das ist etwas anderes.«

»Was ist denn daran anders? Du wärst erstaunt, wenn du wüßtest, was ich auf dem College alles trinke.«

»Darüber möchte ich mir lieber keine Gedanken machen. Was du dort tust, ist deine Sache. Aber zu Hause habe ich ein Wörtchen mitzureden.« Sie putzte noch einmal den Herd, um sich zu beschäftigen. Wenn ihre Hände etwas zu tun hatten, konnte sie vielleicht ihre aufsteigende Verzweiflung in Schach halten.

»Ich finde es nicht sehr schön, wenn du dauernd da rumfummelst. Ich habe eine tolle Party sausenlassen, nur um bei euch zu sein. Jetzt will ich wissen, wann Dad endlich kommt.«

»Bestimmt ist er bald hier.« Ginnie wischte nicht vorhandenes Fett von der Halogenlampe. Sie wagte es nicht, auf die Uhr zu sehen. Carter kam wieder einmal viel zu spät nach Hause – und das an seinem Geburtstag! Am liebsten hätte sie geweint, wollte aber nicht, daß Tessa etwas von ihrem Argwohn bemerkte – Carter hatte sicher seine Affäre mit Anna wieder aufleben lassen. Außerdem war sie im ungewissen, auf welcher Seite ihre Tochter stehen würde, sollte sie je davon erfahren.

»Dad ist ein rücksichtsloser Mistkerl!«

»Tessa! Paß auf, was du sagst!« Ginnie lachte, denn sie wußte, daß Tessa es nicht so meinte. Sie vergötterte ihren Vater und liebte ihn mehr als ihre Mutter, was Ginnie aber nichts ausmachte. Ihr kam das völlig normal vor, denn auch sie hatte eine sehr enge Beziehung zu ihrem Vater gehabt. Deswegen hatte sie sich früher glücklich geschätzt, aber inzwischen hatte sie traurigerweise feststellen müssen, daß es nicht gut gewesen war, von Harry Brown, ihrem Vater, auf diese selbstlose innige Art geliebt worden zu sein. Die